

Forum

DER DEUTSCHEN IN BÖHMEN, MÄHREN UND SCHLESISIEN

Quo vadis, Heimatstube?

Licht und Schatten bei der Tagung der Arbeitsgemeinschaft der sudetendeutschen Heimatsammlungen



RALF PASCH

Die Erinnerungskultur der sudetendeutschen Vertriebenen in der Bundesrepublik hat viele Facetten, die so genannten Heimatsammlungen sind eine davon. Von den gegenwärtig etwa 80 Sammlungen dieser Art, die es bundesweit – hauptsächlich in den alten Ländern – noch gibt, müssen in jüngster Zeit immer mehr schließen. Die Ausstellungsstücke wandern in ein Depot in München und dienen als Fundus für das künftige Sudetendeutsche Museum, das nach langen Geburtswehen nun realisiert werden soll. Um solche Licht- und Schattenseiten ging es bei einer Tagung der „Arbeitsgemeinschaft für kulturelle Heimatsammlungen“ in Pfronten im Allgäu.

Ein Grund dafür, dass immer mehr der nach der Vertreibung entstandenen Mini-Museen schließen müssen, ist der Generationswechsel in den heute in Deutschland lebenden Familien mit Vorfahren aus Böhmen, Mähren oder Schlesien. Die so genannte Erlebnissgeneration stirbt aus, die Mehrheit der für die Sammlungen gegenwärtig noch aktiven Menschen haben die alte Heimat und die Vertreibung als Kinder erlebt. Auch sie werden nicht jünger und es finden sich kaum Nachfolger und damit Betreuer für die Sammlungen, das ist in den meisten Fällen der Grund für die Schließung, hieß es in Pfronten. Hinzu kommt, dass Städte und Gemeinden oft kein Interesse haben, die Sammlungen zu übernehmen, wenn ein Betreuer aus Altersgründen aufgeben muss.

Nachwuchs gesucht

Dorothea Axt aus Fulda, Jahrgang 1950, gehört zur Generation der Nachgeborenen und will das fortsetzen,

Vertriebene Instrumentenbauer aus dem Egerland trugen dazu bei, dass sich die kleine fränkische Gemeinde zu einer weltweit angesehenen Metropole für den Instrumentenbau entwickelte.

was ihr Vater geschaffen hat: Er war 1946 einer der 12 000 Vertriebenen aus der Region Leitmeritz (Litomeřice), die nach Fulda kamen. 1975 gründete er mit Landsleuten eine Heimatsammlung. Stadt und Landkreis Fulda übernahmen die Patenschaft für den Heimatkreis, dessen Mitglieder sich alle zwei Jahre in der hessischen Domstadt treffen.

Die Entwicklung der Teilnehmerzahl zeigt, wie sich die Situation verändert: „Früher“, sagt Dorothea Axt, „kamen um die 4 000 Leute, für unser nächstes Treffen rechnen wir mit etwa 300.“ Sammlung und Archiv existieren in Fulda noch. Dorothea Axt kümmert sich um die Archivierung und Digitalisierung, macht Führungen und schreibt für den „Heimatboten“, der sechs



Die Heimatstuben erzählen von vergangenen Zeiten.

Mal im Jahr erscheint. „Allerdings“, beklagt sie, „gehen die Besucherzahlen in der Heimatstube seit etwa zwei Jahren zurück.“ Immerhin vereinbarte der Heimatkreis mit der Kommune vertraglich, dass die Stadt die Sammlung im Falle einer Auflösung übernimmt.

Dass aus der gegenwärtigen Situation auch spannende und zukunftsweisende Projekte entstehen können, zeigt sich, wenn sich neben den Kommunen auch die Bundesregierung und die Länder finanziell für Sammlungen zu deutsch-tschechischen Themen engagieren. Oder wenn sich Fördervereine gründen. Christian Hoyer präsentierte bei der Tagung in Pfronten das Konzept

des künftigen „Bubenreuthums“, das er als „das erste Museum seiner Art“ bezeichnete.

Musikmetropole

Bubenreuth bei Erlangen war nach Kriegsende ein Ort mit etwa 500 Einwohnern, der Gemeinderat beschloss damals, 2 000 Vertriebene aufzunehmen, vor allem Instrumentenbauer aus Schönbach im Egerland. Sie trugen dazu bei, dass sich die kleine fränkische Gemeinde zu einer weltweit angesehenen Metropole für den Instrumentenbau entwickelte. 2009 gründete sich ein Museumsverein, der das Bubenreuth aufbauen will. Im Rathaus existiert bereits auf 80 Quadratmetern eine kleine Dauerausstellung über den Musikinstru-

mentenbau. Schritt für Schritt soll daraus ein Museum wachsen, das unter anderem eine europaweit einmalige Instrumentensammlung zeigen soll. Musik soll darin „als Sprache aller Völker“ dargestellt werden, so Hoyer, ein zweiter Aspekt werde das Thema Integration sein. Dabei denkt er nicht nur an die Vertriebenen. „Heute leben hier etwa 50 verschiedene Nationen, wir sind eine Region, die durch Zuzug geprägt wurde.“

Durch Zuzug geprägt ist auch Neugablonz, ein Stadtteil von Kaufbeuren. Am Rande der bayerischen Kleinstadt hatten nach 1945 Bewohner aus Gablonz, dem heutigen Jalbonec nad Nisou, die größte Vertriebenensiedlung in Deutschland aufgebaut. Viele von ihnen waren Experten der im Isergebirge florierenden Glasindustrie, ihr Wissen war neben ein paar Habseligkeiten das einzige, was sie mitbrachten. Außer einer Siedlung stampften sie die Glasmuschelproduktion aus dem Boden.

Diese Geschichte erzählt das mit erheblichem finanziellem Aufwand vollkommen neu gestaltete Isergebirgsmuseum, das auch ein Stück böhmischer Geschichte schildert. Ein Aspekt, der hier gezeigt wird, ist das Leben der deutschen Minderheit im heutigen Isergebirge. Erwin Scholz aus Liberec, erster Präsident der Landesversammlung, ist mit einer Audioaufnahme als Zeitzeuge vertreten. Das Museum in Kaufbeuren, das die Tagungsteilnehmer besuchten, ist eines der wenigen in Deutschland, das seinen Besuchern nicht nur eine Beschriftung von Exponaten in Deutsch und in Englisch, sondern auch in Tschechisch bietet.

Der Autor lebt als freier Journalist und Buchautor in Kassel.

Foto: Archiv

Hinein in die Stub'

Nicht nur Fotos erinnern an vergangene Zeiten, sondern auch historische Artefakte wie Bücher, Möbel und Geschirr erzählen Geschichten. Um die Alltagskultur der Deutschen aus Böhmen, Mähren und Schlesien nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, wurden in Deutschland sogenannte „Heimatsammlungen“ oder „Heimatstuben“ gegründet. Diese kleinen Museen führen eine Sammlung an volkstümlichen sowie künstlerischen Exponaten. Wie sah eine sogenannte „Stube“ im Sudetenland aus und welche Gegenstände befanden sich in ihr? Dieser Frage können Besucher in der „Heimatstube“ nachgehen und dabei herausfinden, wie man vor 90 Jahren in Böhmen, Mähren und Schlesien gelebt hat. (kli)

Editorial

Fortsetzung von Seite 1



MARTIN DZINGEL

Wie schon mehrmals berichtet, müssen wir uns, nach den großen Kürzungen der staatlichen tschechischen Subventionen für Medienprojekte der nationalen Minderheiten, sehr bemühen, damit das Projekt LandesZeitung weiter bestehen kann. Leider sind wir gezwungen, und das ist momentan die einzige Alternative, ab Nummer 14/2013 (sie wird am 16. Juli erscheinen) die LandesZeitung im zwar etwas größeren Umfang von 16 Seiten, dafür aber nur einmal pro Monat herauszugeben. Ab September, also nach der Sommerpause, werden wir – sozusagen als Ausgleich – unsere online-Berichterstattung auf www.landeszeitung.cz erweitern. Denn schließlich, liebe Leserinnen und Leser, wollen wir Sie inhaltlich genauso bedienen wie bisher. Ich hoffe dabei sehr auf Ihr Verständnis. Die Änderung im Erscheinungsmodus der LandesZeitung gilt vorerst bis Jahresende. Wenn Sie unsere Zeitung unterstützen wollen, dann würden wir uns sehr über eine Spende freuen. Die Nummer unseres Spendenkontos finden Sie auf Seite 8, Spendenbescheinigungen dürfen wir als gemeinnützige Organisation selbstverständlich ausstellen.

Was das Jahr 2014 bringt, werden wir sehen. Wir bleiben natürlich zuversichtlich, dass wir ab dem kommenden Jahr wieder alle vierzehn Tage erscheinen können.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine angenehme Sommerzeit.

Ihr Martin Dzingel

LandesBlog



KATHARINA LINDT

Menschen hinterlassen Spuren im öffentlichen Raum und sei es nur ein „I was here“ auf einer Wand, das mit Datum und Namen versehen wird. Diese beliebte Botschaft zielt unzählige Aufzüge, Bänke und Aussichtsplätze. Der Drang, sich auf einer Wand zu verewigen, ist kein Phänomen unserer modernen Gesellschaft, sondern ein Bedürfnis, das bereits im alten Ägypten existierte.

Die in Stein geritzten Botschaften überdauerten die Zeit: Politische Karikaturen, Stadtgespräche, literarische Bekenntnisse und Liebesgeständnisse sind so im öffentlichen Raum erhalten geblieben. Aus heutiger Sicht sind diese Relikte ein Glücksfall für jeden Historiker, denn diese Inschriften erzählen alternative Geschichten und geben einen Einblick in die Alltagskultur einer längst vergessenen Zeit.

Heute tun das Graffiti, die uns täglich auf Zügen, Unterführungen und auf Wänden begegnen. Sie werden nicht mehr geritzt, sondern gemalt, gespritzt. Mit Form, Farbe und Figuren schreiben sie nach Aufmerksamkeit. Sie lesen zu können, ist eine Kunst, ein Code der Zugehörigkeit zu einer Subkultur.

Wie werden wohl zukünftige Generationen die modernen „Wandmalereien“ deuten? Als Vandalismus oder als Kunst? Auch Prag hat seine „Mauer“, die ein Stück Zeitgeschichte erzählt und zum Symbol für den

Kampf gegen das kommunistische Regime wurde: die John-Lennon-Mauer. Bunt wie ein Regenbogen, ist sie übersät mit Beatles-Songtexten, Friedenszeichen und persönlichen Botschaften, die für Ideale wie Liebe und Frieden stehen. Die John-Lennon-Mauer ist „art in progress“, Kunst im Werden, und unterliegt einem stetigen Wandel. Im Verlauf der Zeit wurden die ursprünglichen Graffiti übermalt und von neuen künstlerischen Versuchen überdeckt.

Doch das Schreiben auf Wänden beschränkt sich nicht nur auf Graffiti. Manche drücken ihre persönliche Botschaft auch in Bildern aus. Getreu dem Motto „ein Bild sagt mehr als tausend Worte“ finden sich neben großflächigen Kunstwerken, auch Schablonenbilder, so genannte stencils, Collagen und viele andere Formen, die die Stadtlandschaft gestalten. Das alles ist Street-Art, eine Kunstform, die genauso mannigfaltig

„Ich war hier“



ist wie die Bildende Kunst: Von kritisch bis kitschig ist alles vertreten.

Prag als Metropole ist das Zuhause vieler Street-Art Künstler. So sind die Prager Jan Kaláb und Pasta Oner Graffiti und Street-Art Künstler der ersten Stunde. Sie haben überall in Prag ihre Spuren hinterlassen und eine davon ist die großflächig bemalte Wand bei Nádorní třída. Im Stile der Pop-Art sticht die Wandmalerei durch ihre Farbigkeit zwischen den klassizistischen Häuserfassaden heraus und ist ein Hingucker im doppelten Sinne.

Wer kritische Street-Art betrachten möchte, sollte abseits des Trubels im alten Prag eine versteckte Gasse mit dem Namen Ve stínadlech aufsuchen. Hier zieren schwarz-weiße Collagen, Graffiti sowie ein „Manifest“ die Fassade. Auf den alten Fotografien, die hier verarbeitet sind, erkennt man die Prager Altstadt, die noch nicht vom Tourismus glattgeleckt war. Der Street-Art Künstler wollte den Passanten wohl die Kehrseite des Massentourismus vor Augen führen: Die Altstadt ist kein Ort des alltäglichen Lebens mehr, sondern gleicht einer Ameisenstraße von Touristenströmen, die von einer Sehenswürdigkeit zur nächsten ziehen. Sie hat ihren alten Charme verloren.

Von der Moldau an die Donau



Die Zeit läuft und mit ihr auch das Wasser

Nach fast neun Monaten neigt sich mein Aufenthalt in Regensburg dem Ende zu und es scheint ganz so, als wäre ein Zeitraffer am Werk gewesen. Die Bachelorprüfung wurde in Prag erfolgreich abgelegt, die Aufnahmeprüfung für den Master ist vorbei und jetzt steht nur noch die Regensburger Prüfungszeit bevor und dann kann ich hoffentlich ein paar Tage aufatmen, an denen ich die Stadtatmosphäre genießen werde. Die Zeit ist wie Sand zwischen meinen Fingern durchgeronnen, aber ich frage mich dennoch, wohin diese wunderbaren Monate verschwunden sind, ich würde sie gerne noch einmal erleben.

Aber vor der unbarmherzigen Macht der Zeit sind auch Meinungen und Ideen nicht sicher. Sie verändern sich im Verlauf des Lebens. Wie zum Beispiel meine Meinung über die Mensa. Am Anfang waren wir mit meinen Kommilitonen in einer wahren Mensa-Euphorie. Doch bereits nach wenigen Monaten klang die Begeisterung ab, weil die sich wiederholenden Kombinationen bald langweilten. Wie oft kann man Schnitzel und Spaghetti mit Tomatensauce servieren? Ich hatte das Gefühl, als wäre ich im Film „Und täglich grüßt das Murmeltier“.

Dennoch sind solche Kombinationen im Vergleich zur Tschechischen Mensa ein Drei-Sterne-Menü. In Prag sind wir schon zufrieden, dass wir an der Uni eine Mensa haben, aber alles hat seine Grenzen.

Als ich im April in meiner Kolumne das fabelhafte Wetter gelobt habe, die Sonne und die warmen Temperaturen, hätte ich mir nie träumen lassen, dass Mitteleuropa durch so schreckliche Hochwasser und Überschwemmungen heimgesucht wird. Ich habe das Hochwasser in Regensburg genauso wie in Prag und Ústí nad Labem miterlebt. Da fragte ich mich, inwieweit wir Menschen die „Herrscher“ des Planeten Erde sind, weil man sehen konnte, wie machtlos wir alle waren – genauso wie wir uns dem Diktat der Zeit nicht entziehen können.

Die Reaktionen der tschechischen Politiker, die sich zuerst gestritten haben, wer was machen wird, fand ich sehr unglücklich. Auch die Tatsache, dass man noch nachgedacht hat, ob man den Notstand ausrufen soll, obwohl die Moldau in Prag bereits zahlreiche Häuser überflutet hatte, fand ich lächerlich. Ich hatte den Eindruck, dass die Prioritäten verwechselt wurden. Die höchste Priorität ist doch, Menschen zu retten. Leider habe ich das Gefühl, dass es noch lange dauern wird, bis in der tschechischen Politik ein Zusammengehörigkeitsgefühl entstehen wird. Denn wie lässt es sich erklären, dass manch einer freiwillig und bewusst Wildwasser-Rafting betreibt, wenn ein Notstand herrscht! Wahrscheinlich wird es immer verantwortungslose Menschen geben.

Ich freue mich, dass ich beim nächsten Mal mehr über die wunderschöne Stadt Regensburg schreiben kann, bevor mein Aufenthalt zu Ende geht. Und ich hoffe, dass die Leser der LZ nicht durch das Hochwasser betroffen waren!

ALŽBĚTA RUBRICIUSOVÁ

Geburtstagstorte für ahoj.info

Das deutsch-tschechische Jugendportal www.ahoj.info feiert seinen zehnten Geburtstag. Die virtuelle Plattform ist ein Projekt von Tandem – Koordinierungszentrum Deutsch-Tschechischer Jugendaustausch und wird von jungen Leuten, die als Freiwillige ein Jahr bei Tandem Regensburg und Tandem Pilsen tätig sind, betreut. Auf ahoj.info informieren sie Jugendliche auf Deutsch über Tschechien und auf Tschechisch über Deutschland.

Den runden Geburtstag feierte man Ende Juni gebührend in der Jugendbildungsstätte Waldmünchen. Eingeladen waren Förderer und Unterstützer des Projektes sowie die ehemaligen Freiwilligen, die das Portal betreuen haben.

Den Werdegang von ahoj.info veranschaulichten die jetzigen Freiwilligen Martin Petřek und Sarah Müller. Sie gingen in ihrer Präsentation nicht nur auf die vergangenen Jahre ein, sondern machten sich auch Gedanken über die zehn folgenden. Ein besonderes Augenmerk auf die langjährige Kooperation zwischen ahoj.info und Waldmünchen legte Tobias Spáth, Stellvertretender Leiter der Jugendbildungsstätte, und berichtete über die ahoj.info-Videoworkshops, die jedes Jahr hier stattfinden.

Mit dem Anschneiden der zwei ahoj.info-Torten – passend zum Layout eine grüne und eine orangefarbene – und einem Glas Sekt feierte man zur Musik von der „2 Cent Band“, die mit einem eigens für diesen Anlass komponierten ahoj.info-Song überraschten. (uma)



Kicken ohne Grenzen

Der Deutsch-Tschechische Zukunftsfonds fördert seit über zehn Jahren junge Talente mit Ballgefühl.



ULRIKE MASCHER

Ein bisschen nervös rutscht Kryštof Krátký auf seinem Stuhl hin und her. Der 11-Jährige soll heute vor einer Runde neugieriger Erwachsener von seinen Erfahrungen in der Deutsch-Tschechischen Fußballschule erzählen. Die Kickerschule entstand im Sommer 2002 und ist eines von 7 500 Projekten, die der Deutsch-Tschechische Zukunftsfonds seit seiner Gründung im Jahre 1998 mit insgesamt rund 45 Millionen Euro gefördert hat.

Anlässlich des 15-jährigen Bestehens des Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds sitzt Kryštof Krátký neben seinem Trainer und Gründer der Deutsch-Tschechischen Fußballschule, Gerald Prell, beim Pressegespräch in Prag und gibt bereitwillig darüber Auskunft, wie er zu den deutsch-tschechischen Kickern gekommen ist: „Ich nahm mit meinem Verein Viktoria Pilsen an einem Turnier in der Nähe von Cheb teil. Zwei Tage später rief uns Herr Prell an und fragte, ob ich und einige meiner Mitspieler nicht für die Deutsch-Tschechische Fußballschule bei einem Turnier in Nürnberg spielen wollen.“ Gesagt, getan. „In Nürnberg waren über 20 Mannschaften dabei – das war das größte Turnier, auf dem ich je war“, sagt der kleine Kicker beeindruckt.

Die Fußballschule hat in ihrer elfjährigen Geschichte ein breites Netzwerk von Mannschaften aus Bayern und ganz Tschechien aufgebaut. Darunter sind Mannschaften aus kleineren Orten genauso wie die großen Clubs Viktoria Pilsen, FC Hradec Králové, Sparta Prag oder Zbrojovka Brno. „All diese Mannschaften arbeiten bei uns mittlerweile mit, schicken ihre Spieler zu Aktionen und es freut uns natürlich,

Das Turnier, das damals klein begann, ist mittlerweile zum festen Termin im europäischen Turnierkalender geworden.

dass die Nachfrage so groß ist. Sie reicht sogar über beide Länder hinaus. Wir haben zum Beispiel auch slowakische Spieler, Spieler aus dem Baltikum und aus Portugal, die bei unseren Veranstaltungen mit dabei sind“, erklärt Projektleiter Gerald Prell.

Fußball verbindet

Die Idee zum völkerverbindenden Spiel um das runde Leder wurde 2001 in einer Berliner Kneipe geboren. Gemeinsam mit deutschen und tschechischen Studenten überlegte Gerald Prell über einem Bier, wie man Deutsche und Tschechen näher zusammenbringen könne. Schnell war klar: Fußball verbindet. Und zwar am Anfang, 2002, zwei Schülermannschaften aus dem oberfränkischen Hof und aus



Kryštof Krátký und Gerald Prell freuen sich über den Erfolg der Fußballschule.

Foto: Ondřej Staněk

Františkovy Lázně (Franzensbad), die gemeinsam trainierten, die Sprache des anderen lernten und zu einem Team zusammenwuchsen.

Zwei Jahre später, am 1. Mai 2004, dem Tag der großen EU-Erweiterung, wurde unter dem Dach der Fußballschule ein internationales Turnier in den beiden Städten ausgetragen, zu dem nicht nur Mannschaften aus Deutschland und Tschechien, sondern auch aus den neun weiteren Beitrittsstaaten eingeladen wurden.

Damals nahmen zwölf Mannschaften aus elf Nationen teil. Aus diesem Turnier ist eine jährliche Tradition geworden, immer für den Jahrgang der Elfjährigen in der Deutsch-Tschechischen Fußballschule, die sich hier mit Europas Fußballnachwuchs sportlich messen.

Internationaler Nachwuchs

„Damals waren es die größten Mannschaften Osteuropas, heute kann man davon sprechen, dass sich in der Tat die größten Jugendakademien Europas bei diesem Turnier treffen“, sagt Gerald Prell nicht ohne Stolz. „Aus England kommt beispielsweise Manchester United, aus den Niederlanden Ajax Amsterdam oder aus Portugal der FC Porto. In diesem Jahr hatten

wir erstmals sogar eine Mannschaft aus Japan dabei, so dass man zu Recht sagen kann: Dieses Turnier, das damals ganz klein begann, ist mittlerweile zum festen Termin im europäischen, ja zum Teil vielleicht auch schon asiatischen Turnierkalender geworden“, fügt er hinzu. Einer der Gründe für diese Erfolgsgeschichte sei vor allem der Deutsch-Tschechische Zukunftsfonds, so Prell. „Er hat unsere Idee von Anfang an unterstützt.“

Die Deutsch-Tschechische Fußballschule organisiert neben dem großen Turnier jährlich verschiedene Events und Camps, zu denen die jungen Kicker aus den unterschiedlichen Vereinen zusammenkommen. „Kinder aus verschiedenen Nationen treffen sich gemeinsam als Mannschaft und absolvieren vor Ort ein Turnier“, fasst Gerald Prell zusammen. Das Ziel dabei sei nicht, dass die jungen Fußballer hinterher fließend die Sprache des anderen sprechen, sondern vor allem, dass sie offen aufeinander zugehen und lernen, zu improvisieren.

Dass das ziemlich gut funktioniert, bestätigt Kryštof Krátký: „Wir verstehen uns – mit Händen und Füßen. Oder mit Hilfe von Google Translator“, sagt Kryštof, der nicht nur fußballerisch, sondern auch mit der blonden Mähne seinem erklärten Idol Pavel Nedvěd nacheifert. Kryštof will Profi-Fußballer werden – am liebsten bei seinem Lieblings- und Heimatverein Viktoria Pilsen. Aber für Chelsea würde er auch spielen, schiebt er noch mit einem Grinsen hinterher.

Deutsch-Tschechische Kulturtag in Reichenberg

Der Sommer wird in unserer Stadt Reichenberg (Liberec) schon seit 1991 mit den Deutsch-Tschechischen Kulturtagen „heraufbeschworen“. Diesmal fanden sie am 14. und 15. Juni auf dem Rathaus, in der Gemäldegalerie und auf dem Platz vor dem Rathaus sowie im Reichenberger Begegnungszentrum statt.

Der Gedanke, mit Kultur zur Verständigung zwischen Tschechen und Deutschen beizutragen, wurde kurz nach der Wende im Jahre 1989 geboren, so dass wir die ersten Kulturtag schon 1991 aus der Taufe heben konnten. Drei Veranstalter sorgten gemeinsam für ihr Gelingen: der Heimatkreis Reichenberg mit Sitz in Augsburg, unser Verband der Deutschen in Reichenberg und der Magistrat der Stadt.

Die ersten Kulturtag waren damals, so kurz nach der „samtenen Revolution“, eine Sensation. Konnten wir doch als Festredner Otto von Habsburg, den ältesten Sohn des letzten Kaisers von Österreich und österreichisch-deutschen Schriftsteller, Publizist und Politiker, gewinnen, der an der Universität zu den Professoren und Studenten sprach.

Seit dem Jahr 2005 liegt die Organisation der Kulturtag in den Händen der zwei Partnerstädte Liberec und Augsburg unter dem Namen „Dialog“. Im Zwei-Jahres-Rhythmus wird versucht, diesen Dialog wechselweise in den beiden Partnerstädten fortzusetzen. Seitdem sind zahlreiche Austauschfreundschaften zwischen Augsburger und Reichenberger Künstlern, Schulen und Institutionen entstanden.



Die Städtepartnerschaft zwischen Augsburg und Liberec besteht seit 2001, Wegbereiter dafür war die bereits seit über 50 Jahren existierende Patenschaft zum Heimatkreis Reichenberg, der auch heute in die Programmgestaltung mit eingebunden ist.

Buntes Programm für jedermann

Aus Tanz, Musik und Magie stellten die Mitwirkenden ein reichhaltiges Programm zusammen, das noch von Künstlern aus Zittau Verstärkung bekam. Den Rahmen dafür bot ein historischer Jahrmarkt in Liberec. Zeitlicher Hintergrund für den Jahrmarkt war das 16. Jahrhundert. Passend dazu zeigt die Oblastní Galerie in Liberec auf Vermittlung der Augsburger Kunstsammlungen noch bis zum 1. September 2013 das druckgrafische Werk von Albrecht Dürer aus der Privat-Sammlung Schulz, das 2012 bereits in Augsburg zu sehen war. Modern wurde es mit dem Christian Stock Quartett, das Jazzmusik zum besten gab.

In die Veranstaltung reihen wir uns als Initiatoren der Kulturtag natürlich auch mit unserem Begegnungszentrum ein.

Der Verband der Deutschen in der Region Reichenberg eröffnete in seinem Begegnungszentrum eine Ausstellung über die Vergangenheit und die Gegenwart der Stadt Reichenberg (Liberec). Für die Besucher steht ein eigens ausgearbeiteter Führer durch die Ausstellung – und damit auch durch die Stadt – zur Verfügung.

Die Vernissage fand am Nachmittag des 15. Juni statt. Das rege Interesse unserer Mitglieder wurde gekrönt durch die Anwesenheit vieler Gäste, darunter Jiří Šolc und Kamil Jan Svoboda, die Stellvertreter der Bürgermeisterin von Liberec, Theo Gandenheimer, Altbürgermeister der Stadt Augsburg, der von drei Stadträtinnen und weiteren Persönlichkeiten der Stadt, die bei „Dialog“ zusammenarbeiten, begleitet wurde. Auf die Vernissage im Reichenberger BGZ folgte eine Lesung aus der Korrespondenz Otfried Preußlers, des weltbekanntesten Schriftstellers, der gebürtiger Reichenberger war.

Da auch der geschäftsführende Vorstand des Heimatkreises Reichenberg unter der Leitung des Vorsitzenden Klaus Hoffmann als Mitveranstalter unser Gast war, konnten wir die Zeit nutzen, um uns über gemeinsame Aktivitäten für die Zukunft auszutauschen und die Koordination der gemeinsamen Projekte mit dem Heimatkreis auch in Zukunft zu gewährleisten.

KRISTA BLAŽEVIČOVÁ & VĚRA STRAKOVÁ

Der Adler von Karlsbad

Bohuslav Machek und Marie Dolejší



XVII: Zweiter Frühling in der Neuen Welt

Als erstes kam Wiki. Schon nach zwei Tagen. Sie erzählte, dass zuhause alles in Ordnung sei. Ihrem Vater ginge es schon besser, nur ihre Musikschule stand kurz vor dem Aus. Fini, ihre Gesellschafterin, hatte geheiratet. Und sie allein könne sich nicht um Verwaltung und Unterricht kümmern. Deshalb sei sie gekommen um zu fragen, welche Arbeit denn Mattoni für sie hätte. Der hatte sich gerade in dem Hotel, in der untergekommen war, ein weiteres Zimmer als Büro gemietet. Er und Otto überlegten nun, wer wo sitzen sollte. Beide hatten sie ihre Pflichten und ihre Pläne.

Mattoni musste beginnen, große Firmen und Krankenhäuser zu besuchen. Otto hatte seine Vorstellungen vom Vertrieb des Wassers und auch darüber, wie man es am besten bewerben könnte. Die beste Reklame sei ein Schaufenster und dahinter ein wohl geführtes Unternehmen. Sein Traum war es, hier eine ganze Kette solcher Verkaufsstellen aufzubauen.

Denn nach Amerika gingen die Leute in dieser Zeit vor allem, um reich zu werden. Auch Otto wollte reich werden und war davon überzeugt, dass auch Mattoni des Geldes wegen über den großen Teich gekommen war. Er wusste ja, dass Mattoni sich in einer Krise befand und dass sie daher ein nur kleines Konto zur Verfügung hatten und sparen mussten. Ein bisschen verwirrt war Otto allerdings von den ganzen Tunichtguten, die sich im Hafen herumtrieben und für ein paar Dollar auch die schwerste Arbeit verrichten würden. Er erkannte auch, dass sie hungrig waren. Wie war so etwas möglich, in Amerika?

Umso mehr hielt er sich an Mattoni. Der wusste, was er tat, und auch wenig Geld war Geld. Wenn er mit leeren Taschen nach New York gekommen wäre, dann würde auch er mit all den Arbeitslosen in einer Reihe stehen, um Fässer zu rollen. Aber Otto war schlau, nicht nur was Sprachen betraf.

Beide freuten sich, als Wiki bei ihnen auftauchte. Jetzt würden sie eine Direktorin haben! Sobald Otto weg war, bestimmte Mattoni ihr Gehalt und gab ihr eine Anzahlung. Sie wehrte sich: „So viel Geld! Ich habe keinerlei Qualifikationen für den Job, es tut sich nichts und das Unternehmen existiert noch gar nicht. Von dem, was wir hier haben, können wir uns nicht ernähren!“

„Das Unternehmen existiert noch nicht? Mattonis Giesshübler Sauerbrunn, das ist ein weltbekanntes Unternehmen! Ob es in Amerika bekannter wird, liegt nur an uns. Über mich ist bekannt, dass ich viel zahle, aber auch viel verlange. Und das gilt nun auch für Sie, Wiki.“

Wiki mietete sich ein weiteres Zimmer im Hotel. Die Firma hatte so nun schon vier Zimmer. Das Hotel war zwar nicht erster Klasse und die Zimmer waren nicht allzu teuer. Dennoch war die Rechnung beträchtlich.

„So geht das aber nicht“, entschied Wiki, „ein anständiges Unternehmen braucht eine anständige Bleibe“. Mattoni gab ihr Recht.

Ihre neue Arbeit begann Wiki also mit dem Kauf eines älteren, geräumigen Hauses, das von einem großzügigen Gelände umgeben war. „Wir kaufen uns den Ort und den Raum“, sagte sie Mattoni, „und dann putzen wir uns das heraus.“

Außer um die Einrichtung des Hauses musste sie sich auch um ihren Chef kümmern. Sein Auftreten. Er wollte in der besseren Gesellschaft verkehren, also schaffte er sich als erstes eine eigene Kutsche an. Er musste einwandfrei gekleidet sein und Werbematerialien wie wissenschaftliche Abhandlungen über die Qualität seines Wassers immer griffbereit in seiner Aktentasche dabei haben.

Schon auf dem Schiff hatten Wiki und Mattoni sich sympathisch gefunden und ihre Freundschaft entwickelte ich jetzt natürlich weiter. Mattoni bewunderte Wiki und schätzte sie als Leiterin seiner New Yorker Zweigstelle. Sie wusste über alles Bescheid und kümmerte sich um alles. Doch Sorgen nagten an Mattoni, er wollte Wiki nicht kränken. „Du musst umziehen, Wiki. Du kannst nicht so nah neben mir leben, ich könnte deinem guten Ruf schaden. Wie du weißt, bin ich verheiratet und habe vier Kinder. An eine Scheidung kann ich nicht denken.“



„Ich weiß, und mein guter Ruf ist schon ruiniert. Ich habe zwei Jahre lang mit einem Mann zusammengelebt und bin noch immer ledig. Du stammst aus dem alten Europa, aber ich aus der neuen Welt. Und hier sieht man das nicht so eng.“ – „Du bist zwanzig Jahre jünger Wiki. Ich könnte dein Vater sein.“ – „Bist du aber nicht“, sagte sie leichtfertig und umarmte ihn. Sie liebten sich und waren glücklich.

Das Pech, die Fehlschläge, die ihn in den letzten Jahren verfolgt hatten, schienen sich am Anlegequai Amerikas zerschlagen zu haben. Obwohl sie das schmale Konto bald erschöpft hatten und für das alte Haus einen Kredit nehmen mussten, bauten sie und brachten die Firma voran. Bald war das alte Haus geschmückt mit einem hohen Portal auf dem eine Wasserkanne prangte, um sie herum die Inschrift „Mattoni-Giesshübl“.

Im unteren Trakt des Hauses waren die Büros untergebracht, die von riesigen hohen Fenstern umgeben waren. Über ihnen waren zwei geräumige Wohnungen, in einer lebte Mattoni, in der anderen die Direktorin Wiki. Otto wollte nicht im Firmengebäude wohnen und hatte sich durchgesetzt. Er fand kleine Firmen, die er mietete und ausbaute. Ihre Schaufenster waren dann voller Flaschen und Reklame für Mattoni und dahinter wurde das Wasser ausgeschenkt. Mattoni finanzierte das alles, hatte aber die Bedingung gestellt, dass sonst nichts anderes angeboten werden durfte. Doch die Welt dreht sich ja bekanntlich nicht ohne Alkohol und so halften sich die Pächter damit, dass sie das Mineralwasser mit alkoholischen Getränken oder Säften mischten. Das Wasser verkaufte sich im Groß- wie im Kleinhandel und Mattonis Konto begann wieder zu wachsen. Die Kosten, die die neuen Geschäfte verursachten, amortisierten sich in Form von Pacht. Auch Otto hatte sich ein großes Delikatessengeschäft auf einer belebten Straße gepachtet und lebte nahebei. Sein Traum erfüllte sich, er wurde reich. „Er bemüht sich“, meinte Wiki, „er verdient gut, aber ein Millionär wird er nie werden.“

Wiki stand fest und treu an Mattonis Seite. Als Frau und als Mitarbeiterin. Mattoni liebte sie, sie war ihm viel wert. Noch nie zuvor hatte er eine

solche Frau und ein solch freies Leben kennengelernt. Mit Wiki lebte in einem gemeinsamen Haushalt, aber niemandem machte das etwas aus, niemand urteilte über sie. In Europa wäre so etwas niemals möglich, da wäre ein Mensch gesellschaftlich und als Unternehmer geächtet. Aber diese Befürchtung konnte Mattoni auch in Amerika nicht ganz unterdrücken und so passte er genau auf, dass kein Verdacht aufkam. Wiktorie hatte ihr Büro, ihr Gehalt und ihre Wohnung. Wie vertraut ihre Beziehung war, konnte allein Otto verraten, aber der war zu beschäftigt mit der Jagd nach Dollar. Trotzdem passte Mattoni auf ihn auf. Die Verbindung mit Europa, also mit dem Werk in Giesshübl, lief ausschließlich über das Büro und beschränkte sich auf geschäftliche Dinge. Mattoni fragte Otto aber dennoch einmal, ob er nicht etwas nach Hause ausrichten wolle.

„Danke, Herr Mattoni, aber ich wüsste nicht was. In Giesshübl habe ich keine Familie und ich bin bei einer Stiefmutter aufgewachsen. Schon seit meiner Kindheit lerne ich eifrig Englisch, weil ich schon immer nach Amerika wollte. Diesen Traum haben Sie mir erfüllt, Herr Mattoni, und ich werde Ihnen mein Leben lang dankbar sein.“

Nein, von Ottos Seite drohte keine Gefahr. Auch Mattoni wäre am liebsten hier geblieben, daheim in Böhmen verhielten sich alle feindselig ihm gegenüber. Auch die Familie würde er verlassen. Hier hielt er inne. Wilhemina bestimmt. Auch Leo würde ihn nicht vermissen, er war schon groß. Und Heinrich wiederum noch zu klein. Aber die beiden Mädchen, nein, die könnte er nie verlassen. Sie bedeuteten ihm alles, besonders Kamilla. Und noch etwas band ihn an seine Heimat, sein wundersamer Buchstein, aus dem das Wasser des Lebens sprudelte. Das Gold, das seine Kassen füllte. Sein Giesshübl. Nein, das könnte er niemals verlassen!

Er war glücklich in Amerika. Seine Firmen liefen gut und es gab hier ungeheure Möglichkeiten. Ein großes und freies Land. Ihm sagte zu, wie die Amerikaner ihr Leben und ihre Freiheit in die Hand nahmen. Natürlich hatte er bislang noch keine großen Entscheidungen treffen müssen, dazu fehlte ihm das notwendige Kapital. Profes-

sor Löschners hatte ihm ein Jahr im Ausland auferlegt, zur Heilung. Aber Mattoni hatte gar keine Zeit, Ärzte abzuklappern. Und das Kapital? Ja, es war dabei zu wachsen. Aber wenn er sich mit den Reichen vor Ort verglich, war ein sehr kleiner Fisch. Ein Anfänger. Er war ja nur am Bauen und Einrichten.

Auch zuhause in Giesshübl wuchs sein Konto. So, dass man die Bauarbeiten wieder aufnehmen konnte. Wäre er nur zuhause geblieben, wäre das nicht möglich gewesen. Dankbar dachte er an den Rat des alten Doktor Löschners. Jeder seiner Ratschläge war Gold wert. Es war er, der ihn anhielt, in die Welt hinaus zu fahren, er, der ihn davor warnte, zu vielen Interessen zu folgen, der ihm riet, sich nur seinem Wasser zu widmen.

Die Büros waren voll mit Angestellten. Auch Wiktorie saß nicht mehr alleine in ihrer Direktion, sie würde die Menge an Arbeit nicht mehr schaffen. Ihr Stellvertreter war ein junger Mann, Harry, ein hervorragender Mitarbeiter. Als Mattoni ihn einstellte, erfuhr er, dass er Geld brauchte. Nichts Neues also, aber er hatte eine kranke Frau, ein hoffnungsloser Fall. Tuberkulose, das war ein Schreckgespenst, das auch gekrönte Häupter nicht verschonte. Harry hatte sich wegen der Krankheit seiner Frau schon finanziell ruiniert. Er zahlte ihren Aufenthalt in einem teuren Sanatorium in den Bergen. Was bedeutete, dass er ein hohes Gehalt brauchte und die Möglichkeit noch etwas nebenher zu verdienen. Bei Mattoni gefiel ihm besonders, dass er einen prozentuellen Anteil am Gewinn bekam, den er für die Firma erwirtschaftete. Er verdiente also gut, Mattoni aber auch.

Wiktorie war voll des Lobes, wann immer sie über ihn sprach. Mattoni beugte sie misstrauisch. Hier in Amerika war die Freiheit doch zu groß. Nur selten gingen sie gemeinsam aus. Und wenn, dann bat Mattoni Harry, sie zu begleiten. Er begründete das damit, dass er aus Europa sei und es noch nicht verstand, sich in der amerikanischen Gesellschaft zu bewegen. In Wirklichkeit wollte er nicht ohne Wiktorie irgendwo hingehen, gleichzeitig war es ihm aber peinlich, sie als seine Direktorin vorzustellen. Wenn Harry dabei war, dann taten die Leute sie automatisch mit ihm zusammen, nicht mit Mattoni. Harry war einen halben Kopf größer als Mattoni und fast 15 Jahre jünger. Er und Wiktorie waren ein schönes Paar. Mattoni war eifersüchtig, ein Gefühl, das er zuvor nie hatte. Vergebens zeigte ihm Wiki, dass er keinen Grund zur Eifersucht hatte, dass sie nur ihn liebte. Vielleicht war Eifersucht nur ein Zeichen wahrer Liebe und er hatte Wiki tatsächlich sehr gerne.

Das Jahr neigte sich seinem Ende zu. Weihnachten stand vor der Tür und Mattoni machte sich auf, nach Hause zu reisen. Noch nie hatte er Weihnachten außerhalb seiner Familie verbracht und die Kinder freuten sich schon auf ihn. Auch Wiki drängte ihn dazu, zu fahren. Das ganze Jahr über hatte sie auch familiäre Angelegenheiten für ihn erledigt und Geschenke für die Kinder gekauft und verschickt.

„Der Grundstein des Unternehmens ist in Giesshübl und auch der schlechteste Chef besucht seine Firma wenigstens einmal pro Jahr“, hielt sie ihm vor.

Als Mattoni erfuhr, dass auch Harry Urlaub nahm und die Feiertage mit seiner Frau verbringen würde, machte er sich in Ruhe ans Packen. „Du musst etwas Kleines und Leichtes als Geschenk kaufen, damit du keine Koffer schleppen musst. Am besten Gold. Gold ist in Amerika recht billig“, riet ihm Wiki.

Er kaufte Schmuck. Das schönste Stück war für Frau von Löschners. Wiki bewunderte ihre Zeichnungen, mit denen sie die Reklamebrochüren und Gutachten geschmückt hatte. Er suchte ihr ein ganzes Schmuckset aus, Kette, Ohrringe, Brosche, Armreif und Ring, alles in einem Etui. „Das ist ein Geschenk für eine Braut“, witzelte Wiki. Mattoni kaufte noch einen schweren Armreif für seine Frau und einen für Frau Gastl. Das war er ihr schuldig für ihre Dienste während seiner Krankheit. Sonst fehlten ihm nur noch Kleinigkeiten. Lena kaufte er ein Bärenfell, die würde ihn jagen, käme er mit einem Ring an!

Aus dem Tschechischen von Alexandra Mostýn.